

Ut aliquid fieri videatur

„Um es so aussehen zu lassen, es werde etwas getan“

Rudolf Künzli | Zürich

Eines haben Medizin und Politik, zumal Bildungs- und Schulpolitik oft gemeinsam, sie setzen beide gerne und manchmal auch durchaus erfolgreich auf Fiktionen. Placebo heissen diese Fiktionen in der Medizin, Symbolpolitik im Felde politischer Steuerungskunst. Auch dass solche gerade dort eingesetzt wird, wo die Handlungsmöglichkeiten und deren praktische Wirksamkeit als besonders gering eingeschätzt werden, ist beiden gemeinsam, möchten Verantwortliche es doch gerne so aussehen lassen, als ob auch dort etwas getan werde. Es gehört dies zu den schon seit alters verbürgten Rezepten für wenig aussichtsreiche und unklare Fälle: *ut aliquid fieri videatur*, so ist es uns seit Lactanz überliefert, dem ob seiner Rede- und Sprachkunst gerühmten „christlichen Cicero“, dem berühmten Verteidiger des Christentums gegen die Heiden, Lucius Caelius Firmianus Sanctus Lactantius so der volle Name des Heiligen aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert, und blieb lebendig und wird praktiziert bis zum heutigen Tage. Indessen als ein blosser Ratschlag zur Aufrechterhaltung des Scheins der ärztlichen oder politischen Handlungskompetenz wäre das Rezept etwas unterschätzt. Schliesslich ist der Glaube eine wichtige Ingredienz sowohl politischer wie medizinischer Heilkunst, ob nun Homöopathie oder schöne Aussichten und Versprechungen die Selbstheilungskräfte der Systeme mobilisieren und stärken. Auch unterliegt die Verabreichung solcher Medizin der berufsethischen Regel *non nocet*, dass die Mixtur nicht schaden dürfe.

Es sind oft ganz erstaunliche Irrtümer, auf deren Grundlage solche Therapien verabreicht werden. Ein schönes Beispiel dafür liefert uns seit Jahren die Diskussion um den schulischen Fremdsprachenunterricht. Da kommt doch tatsächlich der neueste Forschungsbericht „Alter und schulisches Fremdsprachenlernen“ des wissenschaftlichen Kompetenzzentrums für Mehrsprachigkeit in Freiburg jüngst zu dem Fazit: Man dachte lange, es

sei das Gleiche, ob ein Kind in seinem natürlichen Umfeld eine neue Sprache lernt oder in der Schule. Das sei ein Irrtum, stellt eine der Autorinnen der Studie, Amelia Lambelet, kürzlich fest. Das Erstaunliche an dem Befund ist nicht die sachliche Feststellung als solche, sondern dass diese offenbar immer noch viele überrascht und dass sie nach rund 250 Jahren der Kritik an der Künstlichkeit und Lebensferne der Schule heute gleichsam offiziell zur Kenntnis genommen werden muss. Seit Pestalozzi mit seiner Rousseau-bewegten Anti-Schule Neuhof bei Birr scheiterte, um die Schule dann in Stans, Burgdorf und Yverdon doch wieder zu erfinden, tun wir uns schwer mit der Einsicht, dass Schule nicht das Leben ist und dass wir es immer noch nicht fertig gebracht haben, sie zumindest didaktisch so zu transformieren, dass die Kinder den Unterschied nicht merken. Offenbar können wir auch mit Individualisierung, mit Immersion und Schüleraustausch den fatalen Geburtsfehler der Schule, ihr „Grundgebrecchen“ kaum beheben. Die Einrichtung verdankt sich der Erfindung der Schrift und ist so in ihrer Substanz eine kulturelle Institution der Schriftlichkeit. So nah diese Institution bei der Sprache angesiedelt ist, so gross ist der Graben zwischen ihrer prinzipiellen Metasprachlichkeit und der Unmittelbarkeit erlebter und praktizierter Verständigung. Der Unterschied zeigt sich besonders dort, wo das Ziel des Fremdsprachenunterrichts primär auf die Sprachkompetenzen des Redens und Hörverstehens ausgerichtet wird. Es ist gut, dass wir nun wissen, dass der schulische Fremdsprachenunterricht nicht schon deshalb jenen natürlichen synthetischen Spracherwerb garantiert, den Kinder in fremdsprachlicher Umgebung zeigen, wenn man sie nur früh genug in der Schule darin unterrichtet. Es gibt Gelingensbedingungen, die kann man, selbst wenn es manche nicht wahrhaben wollen,

auch mit grössten Anstrengungen, für die es im Übrigen an Geld immer mangelt, nur sehr bedingt herstellen.

Freilich der Mut und der Einsatz für Unmögliches haben in der bibelnahen Pädagogik, wo der Glaube bekanntlich Berge versetzen kann, einen guten Klang. Obwohl wir nicht erst, seit wir die Ergebnisse des nationalen Forschungsprogrammes 33 über die „Wirksamkeit unserer Bildungssysteme“ kennen, um das prekäre Verhältnis von Aufwand und Ertrag beim schulischen Fremdsprachenunterricht wissen, war uns dieses Wissen dann doch Anlass, unsere Anstrengungen in der Sache zu verdoppeln, mit bescheidenem Erfolg, wie wir hören. Aber eben, die statistisch bewehrte Empirie, der wir hier vertrauen, ist eben im Hinblick auf das einzelne Kind, die einzelne Schulklasse ja auch nur eine andere Form des Glaubens. Und so leicht lässt sich der Glaube wohl zu Recht nicht aus dem Felde der Schulpolitik und zum Glück auch nicht aus der Schulpraxis vertreiben.

Schliesslich geht es beim Sprachunterricht trotz europäischem Sprachenportfolio und Lehrplan 21 ja auch um weit mehr als blossе Kompetenzen, es geht um Identitäten, lokale und nationale. Das hat das Fach Sprache mit Geschichte und mit Lebenskunde oder Ethik, Religion und Gemeinschaft, wie es heute heisst, gemeinsam. Es sind dies die bevorzugten Felder jenes seit Generationen bekannten „Kampfes geistiger Mächte“ um Lehrpläne und Schulgesetze. Zu den bevorzugten Streitthemen gehören zurzeit Sexualerziehung, Dialekt im Kindergarten, Schlacht bei Marignano oder eben, zumal in traditionell mehrsprachigen Ländern, Fremdsprachenunterricht, sein Umfang, Beginn und sein Verpflichtungsgrad. Die schulische Sprachpolitik kennt eben noch andere Gründe als bloss pädagogische, sprachdidaktische, lern- und entwicklungspsychologische für ihre Vorgaben und Arrangements. In ganz wunderbarer Offenheit erklären die Autoren des genannten Berichtes

über Alter und Fremdsprachenlernen auf ihrer Institutswebseite: „Es gibt unterschiedlichste Gründe und Faktoren, die für die frühere Einführung des Fremdsprachenunterrichts sprechen. Aus politisch-symbolischer Perspektive (sic!) kann der frühere Beginn des Unterrichts einer zweiten Landessprache angezeigt sein.“¹ Man muss bezweifeln, dass es ihnen so gelingt, ihre Literaturstudie aus dem direkten Kampf um die laufende Auseinandersetzung um zwei Fremdsprachen in der Primarschule und deren Reihenfolge herauszuhalten. Schulpädagogisches *Nation building* ist eine ernste und tiefgründende Angelegenheit, ob es dabei um *culture commune*, Wilhelm Tell oder Landesprachen geht. Expertenmeinungen sind in solchen Auseinandersetzungen besonders frei verfügbare und deutbare Mittel zum Zweck, *ut aliquid fieri videatur*.

Aarau, im Oktober 2014

Anmerkung

¹ <http://www.zentrum-mehrsprachigkeit.ch/forschung/literaturberichte/forschungsbericht.html> (abgerufen 05.10.2014)

Rudolf Künzli

ist Titularprofessor der Universität Zürich. Seine Forschungs- und Publikationsschwerpunkte sind die Curriculum- und Lehrplanforschung, die Didaktik und die Lehrerbildung. Nach seiner Promotion in Germanistik und Philosophie war er zunächst Gymnasiallehrer in Luzern und von 1972 bis 1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel, wo er auch habilitierte und als Professor für Pädagogik an der Christian Albrechts Universität wirkte. Von 1988 bis zu 2006 leitete er in verschiedenen Funktionen die Lehrerbildung im Kanton Aargau. Zuletzt war er Direktor und Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz. 2014 Ehrenmitglied der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.



Une carte postale de Grindelwald, non datée.